

Muss man Kommunikation erst lernen? Kommunikation ohne Voraussetzungen

Vorlesung gehalten am Heilpädagogischen Institut der Universität Freiburg/Schweiz am 8. November 2002

veröffentlicht in

VHN-Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete 73. Jg 1/2004, S. 3-11

1 Gibt es Menschen, die nicht kommunizieren?

Das Zitat WATZLAWICKs: „Man kann nicht nicht kommunizieren.“ (WATZLAWICK, BEAVIN und JACKSON 1996, S. 53) ist zwar in aller Munde und wird inzwischen schon fast als banal und etwas abgedroschen empfunden, mit seiner Aussage, es sei als Mensch nicht möglich, mit anderen Menschen in einem gemeinsamen Erfahrungsraum zu sein, ohne zu kommunizieren. Und doch gibt es da Menschen, über die in Berichten ausgesagt wird, sie seien Kommunikations-unfähig, und ihre Kommunikationsfähigkeit sei – wenn überhaupt möglich – erst noch aufzubauen. Im Unterricht von Schülern mit geistiger Behinderung wird Kommunikation gern als wichtiges Förderziel postuliert, und es werden Strategien entwickelt, wie man diese Fähigkeit entwickeln könnte. Menschen im Wachkoma oder mit schwerer Demenz werden mit der Einstellung gepflegt, sie würden „ohnehin nichts mehr mitbekommen“. Manche gehen sogar so weit, die Lebensberechtigung eines Menschen als „Person“ u.a. an der Fähigkeit festzumachen, kommunizieren zu können. Kommunizieren wir nun wirklich schon immer, oder ist es doch möglich, nicht (oder noch nicht) zu kommunizieren?

Wenn ich nun aber unter Kommunikation (nach RÖDLER 1984) ganz allgemein jeden Vorgang der wechselseitigen Beeinflussung verstehe, in dem ich auf einen anderen Menschen Wirkung ausübe und mich seinem Einfluss aussetze, wird deutlich, dass jede Begegnung, jede Hilfestellung, jede Handlung mit dem andern, an ihm oder gegen ihn Kommunikation ist. Das lässt sich in der Tat nicht vermeiden. Von da ist es kein grosser Schritt zu PIAGETs Einsicht in die duale Struktur des Umgangs mit Umwelt überhaupt, nämlich in *Assimilation* („Ich passe die Umwelt mir an.“) und *Akkommodation* („Ich passe mich der Umwelt an.“). Das Gleichgewicht dieser Polaritäten, ihre *Äquilibration* erkennt er als Grundprinzip unseres Verhältnisses zur Welt und als den Hauptmotor unserer intellektuellen Entwicklung. Meinem ganzen In-der-Welt-Sein kommt demnach dialogischer Charakter zu, und nur in der Entfaltung dieser Dynamik kann ich mich entwickeln. Mit Martin BUBER (1923): „Der Mensch wird am Du zum Ich.“

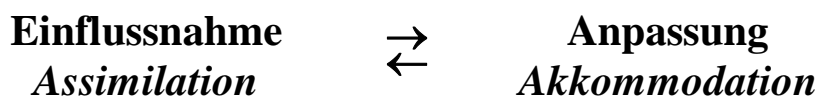


Abb. 1: Dialogische Grundstruktur unserer Auseinandersetzung mit der Welt

2 Was ist dann das Problem?

Wenn jeder Mensch im wechselseitigen Austausch mit der Umwelt steht, wenn jeder Mensch kommuniziert, weshalb erleben wir dann manche Menschen als unfähig zur Kommunikation?

Vielleicht lässt sich dieses Paradox verstehen als Projektion unserer eigenen Wahrnehmungsbeeinträchtigung in Bezug zu unserem – dadurch vielleicht erst recht behinderten – Partner: Es ist nicht

so, dass er nicht kommunizieren könnte, sondern wir haben keinen Sinn für seine Weise, sich zu äussern, wissen nicht, adäquat darauf zu antworten.

Ein extremes Beispiel: Ein Mensch im Wachkoma. Unser erster Eindruck ist der einer Weise von äußerster Passivität, von Nicht-Reaktion. Ich spreche diesen Menschen an, es kommt nichts zurück. Ich berühre ihn, er zuckt nicht zusammen. Ich bewege seinen Körper, er scheint dabei völlig passiv, passt Muskeltonus oder Körperhaltung in keiner Weise an. Wenn ich bei diesem Eindruck stehen bleibe, werde ich ihn als kommunikationsunfähig erleben, werde beginnen selbst zu definieren, was ihm gefallen könnte und was nicht, vermutlich in einer Mischung von zufälliger Deutung und der Projektion meiner eigenen Vorlieben und Abneigungen.

Erst wenn ich länger mit diesem Menschen zu tun habe, wenn ich lerne, ganz genau zu beobachten, sehr sensibel hinzuspüren, werde ich sehr wohl Veränderungen in seinem Zustand erkennen. Wenn ich dann noch vor allem die Möglichkeit überhaupt in Betracht ziehe, dass dieser Mensch weiterhin im Austausch mit seiner Umwelt lebt, kann ich diese Veränderungen auch in Beziehung setzen zu Einflüssen, die er von aussen erlebt, werde ich sehen, dass etwas von diesem Menschen kommt, das auf sein inneres Erleben seiner gegenwärtigen Situation schliessen lässt: Veränderungen des Muskeltonus, des Blutdrucks, des Herzschlags, der Atmung, der Wachheit, der Gesichtsmuskulatur (Mimik), der Hautfeuchtigkeit, der Verdauungs- und Ausscheidungstätigkeit, Spontanbewegungen, Laute – um nur einige zu nennen – können als direkte oder auch verzögerte Reaktion auf äussere Ereignisse erlebt und bei geduldiger Beobachtung auch verifiziert werden (siehe BIENSTEIN 1994 und NYDAHL 2000).

Die Konsequenz ist nahe liegend: Nicht mein Partner muss lernen zu kommunizieren, sondern ich bin es, der lernen muss, seine „Sprache“ zu erlernen, meine Beobachtung zu schulen, seine Weise zu erkennen, in der er sich ausdrückt, um dann meine Kommunikationsweisen nach Möglichkeit der meines Partners anzupassen – wie es letztlich ja auch zwischen uns „nicht-behinderten“ Menschen immer wieder nötig wird.

3 Wie „entsteht“ Kommunikation?

Nehmen wir an, ich treffe Herrn N. zum ersten Mal. Er gilt als ein Mensch mit schwerer geistiger Behinderung, vielleicht werden ihm auch stark autistische Züge nachgesagt. Nehmen wir an, er steht in seinem Zimmer, mit dem Blick aus dem Fenster wedelt er die Hände vor den Augen, schaukelt energievoll im Stehen vor und zurück, hyperventiliert dabei.

Der Andere tut irgend Etwas.

Ich habe den Wunsch, mit ihm in einen Austausch, eine wechselseitige Beziehung zu kommen, vielleicht weil ich den Auftrag erhielt, ihn zu fördern, vielleicht, weil ich ihm einfach ein interessanter Partner werden möchte. Aber wie soll hier Kommunikation entstehen? Mein Gruss „Guten Tag, Herr N.“ verhallt ohne Reaktion, er schaut nicht einmal zu mir her oder hebt den Kopf. Auch meine ausgestreckte Hand ignoriert er.

Was ich als Erstes tun kann, ist zu beobachten, was genau Herrn N. tut. Ich lasse das, was ich wahrnehme, durch meine Augen in mich eindringen, es löst in mir Gefühle, Gedanken, Erinnerungen, Ideen aus. Dadurch geschieht etwas Entscheidendes: Herr N. hat mich beeinflusst, weil ich mich seinem Einfluss geöffnet habe. Somit ist sein Verhalten – ganz gleich, was es für ihn bedeutet – für mich zum Ausdrucksverhalten geworden, allein auf Grund meiner Entscheidung ihn wahrzunehmen, mich von ihm beeinflussen zu lassen.

Ich nehme sein Tun als Ausdruck wahr.

Ob und wie Herr N. dies erlebt, bleibt mir zunächst verborgen. Doch kann ich nach Möglichkeiten suchen, das, was ich wahrgenommen habe, umzusetzen in ein Verhalten meinerseits, das er es als zu seinem Tun passend erleben kann: Ich kann an der Tür stehen bleiben und seinen Namen in den Rhythmus seines Schaukelns hinein rufen oder vielleicht sogar singen – ich kann in diesem Rhythmus

sanft in die Hände klatschen – ich kann mich neben ihn stellen und genau so schaukeln, wie er es tut, dazu ebenfalls die Hände vor den Augen wedeln – ich kann wiederholt aussprechen – oder vielleicht wieder singen – „Herr N. und Herr Mall schaukeln.“ – um nur einige Ideen aufzuzählen. – Natürlich kann ich auch auf ein von mir wahrgenommenes Bedürfnis reagieren und z.B. einen erwünschten Gegenstand besorgen, eine Unannehmlichkeit beseitigen, usw. Was ich genau tue, ist eigentlich nicht so wichtig, sondern vielmehr, dass Herr N. erlebt: „Was da von diesem Menschen kommt, hat mit mir zu tun, es passt zu mir.“

Ich antworte mit einem passenden Tun.

Wenn Herr N. meine Antwort wirklich als in diesem Sinn passend erlebt, wird sich dies vermutlich in seinem Verhalten zeigen: Es kann sein, der Rhythmus seines Schaukelns ändert sich – vielleicht unterbricht er das Schaukeln – oder er schaut mich an – kann sein, ein Lächeln zieht über sein Gesicht – oder seine Augen zeigen Neugier – kann aber auch sein, er verlässt fluchtartig den Raum oder schiebt mich weg.

Der Andere erlebt eine Antwort auf sein Tun und antwortet wiederum mir, in seinem Tun.

Auch jetzt ist die genaue Reaktion Herr N.'s nicht so wesentlich, als dass sie mir zeigt: Meine Antwort hat ihn erreicht, sie ist angekommen. Jetzt liegt es an mir, diesen Kreislauf weiter in Gang zu halten, indem ich wieder passend darauf reagiere: Erlebe ich seine Reaktion als Zustimmung, werde ich mein Verhalten fortsetzen, es vielleicht ausbauen und modifizieren; wirkt es auf mich als Ablehnung, werde ich darauf reagieren, vielleicht die Distanz vergrößern, mein Verhalten zurück nehmen, oder gar den Raum verlassen, um es später nochmals zu versuchen.

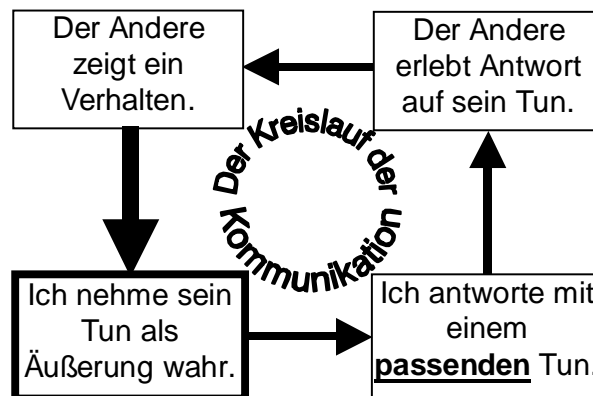


Abb. 2: Der Kreislauf der Kommunikation

Wie tritt das Neugeborene in die Welt ausserhalb des Mutterleibs? Zumeist schreit es. Die Mutter wird dieses Verhalten ganz intuitiv als eine für sie wichtige Äusserung des Kindes erleben, die sie unmittelbar auf sich bezieht: Mein Kind braucht mich. Und sie wird spontan versuchen, passend zu antworten: Sie hält den kleinen Menschen an ihren Körper, lässt ihn ihre Haut spüren, ihren Geruch aufnehmen, spricht zu ihm, streichelt ihn, bietet ihm die Brust an. Und sie wird am Verhalten des Kindes merken, dass ihre Antwort – in aller Regel – passt: Es hört auf zu schreien, entspannt sich, saugt friedlich, schläft ein. – So erleben beide – Mutter wie Kind – gleich zu Beginn des nachgeburtlichen Lebens etwas ganz Entscheidendes. Das Kind erlebt mit seinem ganzen Menschsein, mit Leib und Seele: „Ich habe mich verhalten, und es kommt eine passende Antwort zurück. Also lohnt es sich, sich zu äussern.“ Entsprechend hat die Mutter erfahren: „Ich kann mein Kind verstehen, kann auf sein Verhalten befriedigend antworten, kann es stillen.“ So schliesst sich an das innige Zusammensein der neun Monate vor der Geburt nahtlos der Anfang ihrer Symbiose, in der beide lernen, sich so subtil zu verständigen, dass ein Aussenstehender oft kaum bemerkt, wie dies geschieht. Für das Kind ist dies die Basis, um sein Urvertrauen zu entwickeln „... als ein Gefühl des sich Verlassen-Dürfens, und zwar in bezug auf die Glaubwürdigkeit anderer wie die Zuverlässigkeit seiner selbst ...“ (ERIKSON 1966, S. 62)

4 Wenn man behindert wird

Menschen, die später als deutlich geistig behindert gelten, haben im Gegensatz dazu sehr oft Abbrüche erlebt. So betont FRÖHLICH (1982, S. 18), dass bei einem Großteil der schwer mehrfachbehinderten Kinder schon die Schwangerschaft durch besonderen Stress der Mutter gekennzeichnet war. Auch ist die Zeit des ersten Lebensjahres durch lebensbedrohliche Zustände, medizinische Eingriffe und lange Krankenhausaufenthalte für die Kinder häufig eine große Belastung, die wohl selbst ein organisch gesundes Kind aus seiner Entwicklungsbahn werfen könnten. Nach Frühgeburt oder Sauerstoffmangel muss das Kind in Intensivbehandlung. – Operationen oder lebensbedrohliche Zustände machen Krankenhausbehandlung nötig, das Kind erfährt, oft allein gelassen, Schmerzen und Stress. – Die Mutter erlebt sich mit der Ungewissheit, was mit ihrem Kind ist, und all den dadurch ausgelösten, ambivalenten Gefühlen (siehe NIEDEKEN 1998) allein gelassen, und niemand hilft den Eltern, mit ihrer neuen, alle Erwartungen enttäuschenden Lebenssituation umzugehen, was dem Kind nicht verborgen bleiben kann. – Die Allzuständigkeit der Fachleute beraubt die Eltern ihrer intuitiven Erziehungskompetenz, was sie in ihrer Elternrolle faktisch entmündigt. – Oder auch das Verhalten des Kindes selbst macht es ihnen schwer, unbefangen und eindeutig mit ihm umzugehen.

Deshalb lässt sich oft bei Menschen mit schwerer geistiger Behinderung, mit autistischem oder sonst problematischem Verhalten nachvollziehen, dass sie – wohl häufig zusätzlich zu einer organischen Beeinträchtigung – den geschilderten Kreislauf der Kommunikation vielleicht nie erlebt haben oder an einem frühen Punkt ihres Lebens aus ihm heraus gefallen sind und ein Neuanfang nicht mehr gelungen ist. Vor diesem Hintergrund dürften sie Therapien und Fördermassnahmen wohl meist eher als Übergriff und Unterwerfung erleben, die ihnen oft keine Chance lässt, mit ihren eigenen Bedürfnissen und Nöten wahrgenommen zu werden. Wenn sie dann störendes Verhalten zeigen, gewinnt dies vielleicht einen Sinn als hilfloser Versuch der Bewahrung eines Rests an Autonomie und Umweltkontrolle, die die ändern zwingt, sie wahrzunehmen.

Dagegen sind Menschen, die Alter, Krankheit oder äussere Einwirkung in Demenz oder Wachkoma geführt hat, wieder zurück geworfen auf die umfassend abhängige Lebensweise des Säuglings, auch wenn dabei ihre bisherige Biografie nicht völlig ausgelöscht ist und stets unklar bleibt, wie genau sie von aussen kommende Erlebnisse verarbeiten. Aber auch bei ihnen ist der lebendige, wechselseitige Austausch im Kreislauf der Kommunikation verloren gegangen, und sie lösen den Eindruck von Un erreichbarkeit aus. Folglich muss es auch bei ihnen vor jeder Förderung oder Therapie ein Ziel sein, diesen Prozess des wechselseitigen Austausches wieder erlebbar zu machen.

5 Was folgt daraus?

Bei aller Kompetenz zur Interaktionsgestaltung mit der Mutter, die die neuere Säuglingsforschung nachweist (siehe z.B. STERN 2000) – wenn das Neugeborene schreit, aber weder die Mutter noch sonst jemand hört es bzw. reagiert darauf, bleiben ihm nicht viele Möglichkeiten. Es wird weiter schreien, so lange die Kräfte reichen. Danach wird es still sein, und nichts wird mehr geschehen. – Wenn ich Herrn N. in seinem Zimmer antreffe und mir sage: „Eigentlich wirkt er recht zufrieden. Ich gehe erst mal einen Kaffee trinken, dann schauen wir später noch einmal.“, dann wird er nicht hinterher kommen und mich an meinen Auftrag erinnern, mich mit ihm zu beschäftigen. – Wenn die Person im Wachkoma scheinbar regungslos im Bett liegt und ich sie im Bewusstsein pflege, dass sie ohnehin nichts mehr mitbekommt, hat sie keine Chance, als lebendiger Mensch mit dem Bedürfnis nach wechselseitigem Austausch wahr genommen zu werden.

Der erste Schritt liegt bei mir!

Es ist meine *Verantwortung*, dass hier Kommunikation (wieder) in Gang kommt, und wenn ich diesen Schritt nicht gehe, wird vermutlich nichts geschehen. Gleichzeitig erkenne ich darin auch die *Chance*: Wenn ich mich dazu entscheide, Kommunikation für möglich zu halten, kann ich diesen Schritt tun, denn bei genauer Beobachtung werde ich immer etwas im Verhalten des Andern finden,

das ich als Ausdruck wahrnehmen, mich auf es beziehen und versuchen kann zu antworten: Mein Gegenüber bewegt sich, gibt Laute von sich, hat eine Körperhaltung, hat eine gewisse Muskelspannung, zeigt „stereotypes“ Verhalten, das ich aufgreifen kann, und selbst wenn er all dies nicht zeigt: Er atmet. Der Rhythmus seines Atems ist ein Spiegel seiner Seele, und auf diesen Rhythmus kann ich mich – behutsam, vorsichtig, spielerisch – beziehen, ihn zurück spiegeln, mein Handeln, mein Lautieren oder Sprechen, meine Berührung, mein Streichen, meine Lockerungsangebote in diesen Rhythmus einbetten.

Was genau die passende Antwort auf ein Verhalten meines Partners wäre, würde ich jetzt vielleicht gern einem Fachbuch oder der Fortbildung eines klugen Fachmanns entnehmen. Doch was schon kein Erziehungsratgeber für Eltern leistet, wird hier noch weniger gelingen, und wenn es wirklich um Kommunikation gehen soll, muss das auch so sein: Wüsste ich schon vorher die „richtige“ Antwort, liesse ich dem Andern wieder keine Chance, mir seine „Sicht der Dinge“ mitzuteilen – ich wäre bereits wieder aus dem Kreislauf unseres wechselseitigen Austausches ausgestiegen.

Welche Antwort passt, erfahre ich nur in der Reaktion meines Partners.

Es bleibt mir nicht erspart, es ungeschützt und mit dem Risiko des Misserfolgs mit dem andern „aufzunehmen“, wobei natürlich Vorerfahrungen, Wissen um diese Person oder Methodenkenntnisse von Nutzen sein können, wenn auch nur insofern, als sie mein Repertoire bereichern, aus dem ich schöpfen kann. Letztlich kann ich immer erst errahnen, ob meine Antwort passt, wenn die Reaktion meines Gegenübers darauf schliessen lässt, und nichts kann diesen Schritt ersetzen, wenn ich nicht wieder *an* meinem Partner und nicht *mit* ihm handeln will.

6 Was meint „Basale Kommunikation“?

Mit Basaler Kommunikation beschreibe ich die Möglichkeit, einem Menschen mit schwerer geistiger Behinderung oder stark autistischem Verhalten, aber auch einer Person in Demenz oder Wachkoma ohne Vorbedingungen und ohne Voreingenommenheit zu begegnen, um so den Kreislauf der Kommunikation neu zum Schwingen zu bringen. Ich beginne mit dem, was mir mein Gegenüber anbietet: Muskelspannung, Körperhaltung, Bewegungen, Laute, der Ort, an dem er sich im Raum aufhält, Material, das er benutzt, auch seine Gewohnheiten und „Stereotypien“. Ich greife seine Äusserungen auf, spiegle sie zurück, variiere sie, ich gehe auf Vorlieben ein, führe an Grenzen, rege an, gebe nach, in engster Abstimmung mit seinen Reaktionen. Stets vorhandene Basis der Begegnung ist mir der Rhythmus, den er mit seinem Atem ins Spiel bringt: Auf ihn beziehe ich mich, so weit es geht, in meinem eigenen Atem wie in meinem Tun, direkt und spürbar, gelassen und spielerisch.

Im Atemrhythmus entdecke ich einen Zugang zum andern, der tatsächlich von ihm keine Voraussetzung fordert als die, einfach lebendig da zu sein. An der zweifachen Nahtstelle zwischen sowohl dem Bewussten und dem Unbewussten, als auch dem Körperlichen und dem Seelischen offenbart mir dieser Rhythmus direkt, wie es in meinem Gegenüber aussieht, wie er sich fühlt, wie er im Leben steht, und ich kann ihm auf derselben Ebene unmittelbar antworten, wenn ich in seinem Rhythmus mit-schwingen, ihn meinen korrespondierenden Atemrhythmus spüren lasse. Dabei beachte ich sorgfältig die innere Dynamik dieses Rhythmus' zwischen Ausatmen – aktivem sich Loslassen, Entspannen, leer Werden, aber auch auf gute Weise tätig Sein – der sehr individuellen Atempause – gefolgt vom Impuls zum Einatmen – schöpferischem Zulassen, wieder Bekommen, angefüllt Werden. Nur im Aus-Atmen begleite ich den Partner, lasse ihm Zeit für seine Atempause, gebe ihm Raum für sein Ein-Atmen; ins Aus-Atmen bette ich meine Angebote: Mein Tönen, mein Streichen, meine Bewegungen, Lageveränderungen, feinen Schwingungen. Ich achte darauf, es spielerisch zu gestalten, ihn nicht zu bedrängen, ihm nicht meine Vorstellungen von Rhythmus aufzuzwingen, aber auch darauf, mich selbst nicht zu verlieren, im achtsamen Kontakt mit mir zu bleiben.

Das kann – vor allem bei Menschen, die sehr zurückgezogen scheinen oder Kontakt extrem ambivalent erleben – nur gelingen, wenn ich ein hohes Mass an differenzierter Beobachtungsgabe und Eigenwahrnehmung einbringe. Nur so weit ich mich selbst in meiner Körperlichkeit feinfühlig spüre,

gewinne ich auch einen Sinn für all die feinen Regungen, die mir selbst noch ein Mensch offenbart, der auf den ersten Blick „gar nichts“ tut. Zur gleichen Zeit benötige ich ebenso die innere Freiheit, „ungeschützt“ auch mit einem Menschen in Austausch zu treten, an dessen Verhalten ich zunächst gar nichts Vertrautes finde, der vielleicht sogar bedrohlich auf mich wirkt, auch mit dem Risiko, eigene Grenzen zu erleben. Doch nur wenn ich dazu bereit bin, kann es wirklich zu einer wechselseitigen Begegnung kommen, die dem Andern neue Beziehung – zu mir, aber auch über mich hinaus zur Welt – ermöglicht, und dies wird ihm vielleicht Anreiz sein, sich neu der Welt zu öffnen.

Damit könnte für uns beide BUBERs Aussage wahr werden: „Der Mensch wird am Du zum Ich.“

7 Literatur:

- BIENSTEIN, CH., FRÖHLICH, A. D. (Hg.): *Bewusstlos – Eine Herausforderung für Angehörige, Pflegende und Ärzte*. Düsseldorf (Verlag selbstbestimmtes Leben) ²1994
- BUBER, M.: *Ich und Du* (1923) In: *Das Dialogische Prinzip*. Heidelberg (Lambert Schneider) ⁴1979
- ERIKSON, E.H. *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1966
- FRÖHLICH, A. D.: *Der somatische Dialog*. In: *Behinderte*. 5. Jg., Heft 4/1982. S. 15 bis 20
- MALL, W.: *Entspannungstherapie mit Thomas - erste Schritte auf einem neuen Weg*. In: *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie* 29. Jg./1980 Heft 8, S. 298-301
- MALL, W.: *Basale Kommunikation – ein Weg zum andern*. In: *Geistige Behinderung* 23. Jg./1984 Heft 1, Innenteil
- MALL, W.: *Die Wiederaufnahme der primären Kommunikationssituation als Basis zur Förderung schwer geistig behinderter Menschen*. In: *Zeitschrift für Heilpädagogik* 36. Jg./1985 Beiheft 12, S. 24-32
- MALL, W.: *Heilpädagogische Partnerschaft mit schwerstbehinderten Menschen*. In: *Annehmen und Verstehen – Perspektiven der Förderung von Menschen mit sehr schweren Behinderungen*, Tagungsbericht des Fachkongresses am 3./4.9.1992 in Duisburg. Hürth (Landesverband Nordrhein-Westfalen der Lebenshilfe für geistig Behinderte) 1992
- MALL, W.: *Kommunikation – Basis der Förderung*. In: Frei, E.X., Merz, H.-P. (Hg.): *Menschen mit schwerer geistiger Behinderung – Alltagswirklichkeit und Zukunft*. Luzern (Schweiz. Zentralstelle für Heilpädagogik) ⁴1998
- MALL, W.: *Sensomotorische Lebensweisen – Wie erleben Menschen mit geistiger Behinderung sich und ihre Umwelt?* Heidelberg (Edition Schindele im Universitätsverlag C. Winter) 1997
- MALL, W.: *Was von diesen Menschen kommt, passt zu uns – Basale Kommunikation*. In: *Orientierung – Fachzeitschrift der Behindertenhilfe*, Heft 2/2001, S. 17-19
- MALL, W.: *Basale Kommunikation - Sich begegnen ohne Voraussetzungen*. In: FRÖHLICH, A., HEINEN, N., LAMERS, W. (HG.): *Schwere Behinderung in Praxis und Theorie – ein Blick zurück nach vorn. Texte zur Körper- und Mehrfachbehindertenpädagogik*. Dortmund (verlag selbstbestimmtes lernen) 2001
- NIEDEKEN, D.: *Namenlos - Geistig Behinderte verstehen*. Neuwied, Krefeld, Berlin (Luchterhand) 1998
- NYDAHL, P., BARTOSZEK, G.: *Basale Stimulation – Neue Wege in der Intensivpflege*. München, Jena (Urban & Fischer) ³2000
- PIAGET, J.: *Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde*. Gesammelte Werke 1, Studienausgabe. Stuttgart (Klett) 1975
- RÖDLER, P.: *Dialogische Pädagogik mit „Autisten“ – Paradox? Möglich? Voraussetzung!* In: *Behinderte* 7. Jg. 1984 Heft 3, S. 37-42
- STERN, D. N.: *Die Lebenserfahrung des Säuglings*. Stuttgart (Klett-Cotta) ⁷2000
- WATZLAWICK, P., BEAVIN, J., JACKSON, D.: *Menschliche Kommunikation - Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern/Stuttgart/Wien ⁹1996

Zusammenfassung:

Einerseits soll man „nicht nicht kommunizieren“ können (WATZLAWICK), andererseits wird die Kommunikationsfähigkeit von Menschen mit schwersten Beeinträchtigungen in Frage gestellt. Kommunikation als wechselseitiger Prozess von Anpassung und Einflussnahme – „Akkommodation und Assimilation“ (PIAGET) – geschieht jedoch immer dann, wenn mein Verhalten von einem andern als Ausdruck wahrgenommen und für mich erlebbar passend beantwortet wird. Erst das zuverlässige Erleben dieses Kreisprozesses ermöglicht einem Neugeborenen ungestörte Entwicklung, und wenn diese Erfahrung dauerhaft ausbleibt oder abbricht, wird dies einen Menschen nachhaltig behindern. – Basale Kommunikation greift alles auf, was der Partner an Verhaltensweisen zeigt – bis hin zum Atemrhythmus – begreift sie als Ausdrucksverhalten und versucht, passend zu antworten. So setzt sie diesen Kreisprozess wieder in Gang und ermöglicht mitunter überraschend neue Entwicklung, getreu BUBERs Erkenntnis: „Der Mensch wird am Du zum Ich.“.